36. Unser tägliches Brot gib uns heute

Martin Luther hat zu der Bitte um das tägliche Brot eine auf den ersten Blick nicht einleuchtende Erklärung gegeben: „Gott gibt täglich Brot, auch wohl ohne unsere Bitte — auch allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er's uns erkennen lasse und wir mit Dankagung empfangen unser täglich Brot.“

Eine Bitte, die mittelbar Dankbarkeit ausdrücken möchte — das wäre eigentlich ein Paradox. Aber vielleicht entspricht dieses Paradox dennoch der Sache. Indem uns diese Bitte nämlich in einer besonderen Weise zwingt, auch zu denken.

Können wir überhaupt noch denken? Können wir soweit in unser Inneres gehen, daß sich uns das Denken in Dankbarkeit wandelt? Oder sind wir inzwischen darauf angewiesen, von außen her etwas geradezu um die Ohren geschlagen zu bekommen, daß uns zumindest für einen Moment die Welt Kopf steht und wir anhalten müssen und wenigstens eine der Dankbarkeit ähnliche Betroffenheit spüren — wenn wir etwa in einer Statistik zu lesen bekommen, daß in Honduras 19% aller unter 5jährigen Kinder unterernährt sind, in Nigeria 43%, in Indien 63% und in Bangladesch 84%. Oder wenn wir lesen, was für einen Versuch ein englischer Journalist von einigen Jahren unternahm und mit was für einem Ergebnis: Er stellte sich mit einem Dreipfundbrot an belebte Straßenecken verschiedener Städte und forderte die Vorübergehenden auf, für dieses Brot eine Stunde lang zu arbeiten. In Hamburg wurde er ausgelacht, in New York von der Polizei festgenommen. In Nigeria waren mehrere Personen bereit, für dieses Brot drei Stunden zu arbeiten. Im indischen Neu Delhi hatten sich in Kürze mehrere hundert Personen versammelt, die für dieses Brot einen ganzen Tag arbeiten wollten.

Zweiterlei insbesondere wird uns im Zusammenhang unserer Lebensgrundlagen, wenn wir beten und denken, bewußt: zum einen, daß wir grundlegend nichts von uns selbst haben, erarbeiten und festhalten können, sondern in einer unaufhebbaren Abhängigkeit gegenüber einem anderen stehen: dem allmächtigen und ewigen Gott. „Was hast du, daß du nicht empfangen hättest!“, wie Paulus gelegentlich sagt. Was immer wir auch erarbeitet haben — woher hatten wir denn Verstand, Kräfte und Gesundheit, um überhaupt arbeiten zu können! Oder womit haben wir es verdient, auf der Sonnenseite der Erde und eben nicht in Bangladesch oder Neu Delhi zu leben! Zum andern aber auch: Es wird uns klar bzw. wir erinnern uns immer wieder daran, wieviel — oder besser gesagt: wie wenig wir zum Leben eigentlich brauchen. „Unser tägliches Brot gib uns heute!“ — d.h. doch unausgesprochen zugleich: nicht unbedingt auch die Wurst oder den Käse, den Braten, den Wein oder den Nachtschinken! Und hier ist nun wohl doch eine gewisse Skepsis am Platze gegenüber der Erklärung von Luther, wenn er unter dem „Brot“ gleichsam den Zustand der bürgerlichen Zufriedenheit himmelt: „Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und treue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Frucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dgl.“ — Das ist ja beinahe schon wie im Schlaraffenland! Tatsächlich, wir haben dgl. wohl vielfach, und wie sollte es auch des Dankes nicht wert sein! Aber zugleich auch der Bitte? Jesus hat, anders als Luther und wir, keine feste Bleibe besessen, führte nicht die Existenz eines Bürgers, besaß auch nicht die Sicherheit eines „sozialen Netzes“, ja nicht einmal die Geborgenheit einer gesellschaftlich anerkannten und eingebundenen Gruppe. Und seine Jünger, denen er das Vaterunser — eben auch mit dieser Bitte ums Brot — zugebracht hat, haben dgl. auch nicht besessen und konnten heute tatsächlich nicht wissen, ob sie auch morgen etwas zu essen bekämen. Sie brauchten sich diese Bitte ums Brot nicht erst zu erklären, sie war ihnen unmittelbar schon verständlich — ja, sie mußte ihnen nicht einmal beigebracht werden.

Nun wird es nicht unbedingt unsere Aufgabe sein, Jesus und seine Jünger auch in ihrer äußeren Existenz nachahmen zu sollen — dennoch sollte wohl auch für uns diese Bitte des Vaterunsers die Bitte ausdrücklich um das Brot weiterhin bleiben, und sei es auch nur als eine Bescheidenheitsübung, als eine Übung bewußteren Lebens. Das Stichwort „Brot“ würde dann gleichsam eine Richtfunktion üben. Es würde uns lehren, einen Unterschied zwischen überflüssig und notwendig zu

machen. Es würde uns lehren, die Frage zu stellen, ob es sich nicht mit wenigem auch — oder sogar besser noch leben läßt!

Es war einmal ein junger Mann, so erzählt eine Geschichte, der war sehr verzweifelt und wollte seinem Leben ein Ende machen. Er wollte so lange nichts mehr essen, bis der Tod käme, ihn zu holen. Einem alten Weisen erzählte er von dieser seiner Absicht — vielleicht hoffte er insgeheim, daß der Weise ihn von seinem Plan abbringen und ihm noch irgendeinen Ausweg aufzeigen werde. Aber der Weise nickte nur zustimmend und meinte: Das wird ein schöner Tod werden. So begann er denn zu fasten. Aber wie es beim Fasten meistens so geht: in seinem Inneren ereigneten sich eine Reihe tatsächlich schöner Veränderungen, die ihn täglich neu überraschten. Sein Körper und seine Seele wurden gereinigt und fühlten sich von Tag zu Tag freier und wohler. Gelegentlich stieg noch ein Gefühl von Traurigkeit in ihm hoch, ein unerklärlicher seelischer Schmerz, aber selbst dieser Schmerz war noch schön. Es war ein Gefühl von Liebe und Sehnsucht. So fastete er schon über zwei Wochen und erlebte immer noch Neues, Beglückendes, Tiefes. Nach drei Wochen war aller Schmerz vorbei, und er fühlte sein Herz überströmen von Glück — und von Sehnsucht. Nämlich Sehnsucht nach dem Leben. Und so beschloß er denn, wieder zu leben — aber diesmal wirklich.

Soweit wir uns unter dem täglichen Brot nun aber doch noch etwas Anderes vorstellen wollen als lediglich unsere tägliche Nahrung, so sollten wir auch hier das Vergleichbare sehen, nicht Zerstreung, Abwechslung, Vergnügen, sondern das wenn auch nur kurze, aber doch gute Gespräch mit dem Freund oder dem Nachbarn oder in der Familie — nicht die überschießende Kraft und Gesundheit, sondern das leidliche Wohlbefinden unseres Körpers und unserer Seele. Wesentlich bitten können wir ohnehin immer nur um wenige Dinge. Wirklich dankbar können wir immer nur über das Notwendige sein. Echte Lebensfreude können wir immer nur haben, wenn wir kaum etwas besitzen. Der große, der unwesentliche, der luxuriöse Besitz stumpft uns nicht allein ab — er belastet uns auch, nämlich mit der Sorge um den Erhalt dieses Besitzes; er mindert die Freiheit, die Freude, den Frieden. Im selben Maß, in dem sich unsere Aufmerksamkeit auf das Viele verteilt, müssen wir sie nämlich von dem Einen auch abziehen, das not tut. Wir verlieren die Mitte. Wir verlieren die Nähe zu Gott und zu unserem eigenen Selbst. Wir verlieren die Heimat, wir geraten ins eigentliche „Ausland“, ins „Elend“ — wir gewinnen möglicherweise die Welt, aber wir nehmen einen schwer wieder zu reparierenden Schaden an unserer Seele.

Auch in unserer Wohlstandsgesellschaft beginnen wir zwar manchmal wieder, von unserem gewohnten Besitz Abstriche zu machen und wieder mehr auf den Pfennig zu sehen, aber es geschieht doch gewöhnlich nur durch äußere Zwänge und nicht aufgrund einer inneren Einsicht. Kaum jemals kommt da eine wirklich freie Bescheidenheit auf. Aber nicht die erzwungene, sondern allein die freie Bescheidenheit kann auch eine wertvolle sein.

Der selbe Apostel Paulus, der seinen Christen einzuschärfen versuchte, daß der Mensch nichts besitzt, das er nicht von Gott her empfangen hätte, hat aus dieser Erkenntnis auch noch die weiteren Konsequenzen gezogen, indem er die Christen aufforderte, gleichsam auf unendlichen Kredit Gottes zu leben: nämlich ohne die Sorge, jemals wirklich darben zu müssen, und deshalb großzügig an die Bedürftigen zu verschenken; großzügig zu opfern — in einem Bewußtsein, daß es sich um ein eigentliches Opfer nicht einmal handelt. Gott besitzt noch unendliche Quellen des Reichtums, und er wird die Seinen niemals in wirkliche Not fallen lassen. Sie dürfen wissen — und sollen es wissen — von ihm noch und noch empfangen zu können.

„Wenig ist eigentlich nötig“, hat Jesus gesagt, „genau genommen sogar ein Einziges nur“ — nämlich die Gemeinschaft mit Gott. Die Bitte um das tägliche Brot lenkt unseren Blick — wenn wir uns in dieser Gottesgemeinschaft befinden — dann aber auch noch in eine ganz andere Richtung, zu dem Brot nämlich, welches wir in Wort und Wahrheit Gottes besitzen. Ein Brot, zu welchem das gewöhnliche irdische allein eine Art Abschattung sein kann; ein Brot, das nicht mehr nur ein Lebens„mittel“, sondern die Quelle des Lebens bedeutet. Und können wir uns in einem wahrhaftigen Leben mit dem irdischen Brot schon bescheiden, so wird es hier erst recht noch zur Wahrheit: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, meines Herzens Trost und mein Teil.“

Unser tägliches Brot gib uns heute! — Schenke uns, Gott, allein das, was wir in Wahrheit auch brauchen! Gewöhne uns zunehmend, jeden überflüssigen Luxus erkennen und auf ihn Verzicht leisten zu können! Laß uns Dankbarkeit fühlen bereits für das Geringste und lehre uns, großmütig zu spenden, was ohnehin niemals unser Eigentum ist, sondern lediglich durch unsere Hände hindurchgeht!

16. September 1990/ 15. Oktober 2000